

Historikerin Sonja Matter über ein dunkles Kapitel der Schweizer Geschichte «Niemand hat sich für sie eingesetzt»

Bis in die 1970er Jahre mussten junge Frauen für Schweizer Fabrikherren Knochenarbeit leisten. Ohne Lohn, ohne Freizeit, ohne Freiheit. Sonja Matter ist Direktorin des «Historischen Lexikons der Schweiz» und hat über diese Zwangsarbeit geforscht

DARIJA KNEŽEVIĆ

work: Frau Matter, gab es in der Schweiz tatsächlich bis vor nicht einmal fünfzig Jahren Zwangsarbeit?

Sonja Matter: Ja, in der Tat gab es im 20. Jahrhundert Anstalten in der Schweiz, in denen administrativ versorgte Jugendliche und Erwachsene zur Arbeit gezwungen wurden. In mehreren solcher Heime lebten Mädchen und junge Frauen. Unter dem Deckmantel der «Erziehung» wurden sie zu harter Arbeit gezwungen, hatten kaum Freizeit und keine Freiheiten. Eine Lehre oder sonstige Ausbildung war nicht vorgesehen.



FRAUENFORSCHERIN SONJA MATTER: Zwangsarbeit war in der Schweiz seit 1941 verboten, in Fabrikheimen wurde sie aber weiter praktiziert. FOTO: RAPHAEL MOSER / TAMEDIA AG

Wessen Töchter wurden in solche Heime gesteckt?

Die Behörden ordneten Fremdplatzierungen vor allem bei Familien der sozialen Unterschicht an. Besonders allein-erziehende Frauen waren von dieser

Junge Mädchen, die sich nicht normkonform verhielten, gerieten in den Fokus der Behörden.

Massnahme betroffen. Gerade geschiedene und ledige Mütter erfüllten die gesellschaftlichen Normen nicht, wie sie bis weit ins 20. Jahrhundert vorherrschten. Die Behörden erachteten eine Heimweisung der Kinder als legitime Massnahme und intervenierten in sogenannten unvollständigen Familien. Aber es gab auch weitere Gründe.

Welche?

Junge Mädchen, die sich nicht normkonform verhielten, gerieten in den Fokus der Behörden. Zum Beispiel junge Frauen, die Sex hatten. Bis in die 1950er und 1960er Jahre war jungen Frauen Sex vor der Ehe untersagt, und Schwangerschaften von Teenagern waren stigmatisiert. Diese Mädchen wollten die Behörden durch Arbeit «erziehen».

Woher kommt diese absurde Idee?

Die Idee der «Erziehung zur Arbeit» hat eine lange Vorgeschichte. Seit dem

19. Jahrhundert wurden zahlreiche Arbeitsanstalten gegründet, um Armut zu bekämpfen. Die Argumentation war: Die Armen muss man dazu bringen, regelmässig zu arbeiten, und dann lässt sich das Armutsproblem lösen. Die Anstalten waren vielfach mit einem Landwirtschaftsbetrieb verknüpft, teilweise aber auch mit Stätten industrieller Produktion. Klar ist: Solche Anstalten bauten auf der Arbeit der eingewiesenen Menschen auf, damit sie den Staat möglichst wenig kosteten. Für die Betroffenen bedeutete eine Anstaltseinweisung in der Regel keine Verbesserung ihrer Situation. Im Gegenteil: Viele wurden durch die Anstaltseinweisung traumatisiert und blieben armutsbetroffen. Aufgrund eines internationalen Übereinkommens war die Zwangsarbeit seit 1941 in der Schweiz zwar verboten, sie wurde jedoch weiterhin praktiziert. Auch in den Fabrikheimen, in denen Mädchen administrativ versorgt wurden.

Wie muss man sich die Zwangsarbeit in den Fabriken vorstellen?

In den 1950er und 1960er Jahren bestand in der Textil- und in der Uhrenindustrie eine grosse Nachfrage nach billigen Arbeitskräften. Der Zugriff auf administrativ versorgte Mädchen war für Fabrikherren eine willkommene Möglichkeit, diesen Mangel zu überbrücken. Klar ist: Die Mädchen waren nicht freiwillig in Fabrikheimen. Sie wurden gegen ihren Willen und teilweise auch gegen den Willen ihrer Eltern eingewiesen. Im Fokus stand keine Aus- oder Weiterbildung, sondern Arbeit mit einem kommerziellen Ziel.

Die Mädchen verrichteten monotone Aufgaben unter dem strengen Fabrikregime und erhielten dafür keinen Lohn.

Wer führte diese Heime?

Die Leitung zahlreicher Mädchenheime lag in der Hand von katholischen Schwestern. Für den Staat war dieses Engagement vorteilhaft, weil er so Kosten sparen konnte. Die Schwestern arbeiteten für ein bescheidenes Gehalt. Wie Zeitzeuginnen berichten, konnten die Zwangsarbeiterinnen teilweise Beziehungen zu einzelnen Schwestern aufbauen. Doch vielfach litten sie unter dem strengen Regime und gewalttätigen Verhalten der Ordensfrauen.

Hat sich denn niemand für diese Zwangsarbeiterinnen eingesetzt?

Frauen hatten bis 1971 in der Schweiz kein Stimmrecht und waren somit nicht gleichwertige Bürgerinnen. Zudem waren Frauen auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt, sie verdienten deutlich weniger als Männer. Diese Diskriminierungen schwächte die Position der administrativ versorgten Mädchen zusätzlich. Zwar waren Zeitgenossen die massiven Rechtsverletzungen der Mädchen in den Fabrikheimen bekannt, doch setzte sich niemand für sie ein. Weder von den Gewerkschaften noch von der Politik oder der Frauenbewegung gab es Unterstützung. Die administrativ versorgten Mädchen gehörten zur untersten Gesellschaftsschicht, die keine Lobby hatte.

Haben sich die Mädchen gegen die Umstände in den Heimen gewehrt?

Ja, einige der Mädchen waren richtige Kämpferinnen! Etliche versuchten aus den Heimen zu flüchten, nur wenigen gelang dies jedoch. 1981 wurde die administrative Versorgung schliesslich in der Schweiz aufgehoben. Heisst: Behörden dürfen seither keine Menschen ohne Gerichtsentscheid in Anstalten versorgen. Aber schon früher zeichnete sich ein Rückgang der Heimeinweisungen von Jugendlichen ab.

Inwiefern?

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ging die Zahl der Ordensleute stark zurück, und damit fehlte zahlreichen Anstalten das Personal. Heimeinweisungen wurden kostspieliger und damit weniger attraktiv.

Wie ging das Leben der Mädchen nach der Heimzeit weiter?

Mit dem Erreichen der Volljährigkeit durften die Mädchen die Fabrikheime verlassen. Die Lebensläufe von ehemaligen Heimkindern sind unterschiedlich. Einzelne konnten sich in den Arbeitsmarkt integrieren und ein stabiles soziales Netzwerk aufbauen. Viele litten ihr ganzes Leben unter den negativen Erfahrungen während ihrer Kindheit und Jugend. Ehemals versorgte Frauen ohne Bildung und Einkommen fanden sich mit einer Ehe in neuer Abhängigkeit wieder. Und sie wurden gesellschaftlich lange stigmatisiert. Deshalb haben viele Frauen ihre Heimvergangenheit komplett vertuscht – bis heute!

Sonja Matter: Expertin für Frauengeschichte

Sonja Matter (48) ist seit vergangenem Sommer Direktorin des «Historischen Lexikons der Schweiz». Sie studierte an der Universität Bern Geschichte und disertierte 2009. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem auf der Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie der Geschichte der Armut. Zurzeit forscht sie zum Thema Zwangsarbeit im Kanton Nidwalden.

LEXIKON FÜR ALLE. Das «Historische Lexikon der Schweiz» publiziert Artikel zur Schweizer Geschichte, darunter auch zur administrativen Versorgung. Es vermittelt dabei Wissen zur Zwangsfürsorge und Fremdplatzierung, zu Anstalten und Biographien. Die Artikel erscheinen in mehreren Sprachen und sind online frei zugänglich. **Link:** hls-dhs-dss.ch



ERZIEHUNG DURCH ARBEIT: In der Mädchenerziehungsanstalt Lärchenheim im aargauischen Lutzenberg wurden junge Frauen zu harter Bütz gezwungen. FOTOS: RBA / STAATSARCHIV AARGAU

Zeitzeugin Irma Frei (83) über die Zwangsarbeit in der Bührle-Spinnerei «Wir verdienen alle eine finanzielle Entschädigung!»

Irma Frei (83) wurde als Jugendliche während drei Jahren in der Spinnerei von Waffenhändler Emil Bührle zur Arbeit gezwungen. Gesamthaft erhielt sie dafür magere 50 Franken. Jetzt will sie mit den Bührle-Erben abrechnen.

DARIJA KNEŽEVIĆ

«Ich erzähle meine Geschichte und fordere Entschuldigungen und Entschädigungen im Namen von vielen betroffenen Frauen!», sagt die Irma Frei (83) zu work. Frei war in den 1960er Jahren Zwangsarbeiterin in der Textilfabrik von Waffenhändler Emil Bührle (siehe Text links) in Dietfurt SG. Im Alter von 17 Jahren wurde sie jahrelang im Marienheim Dietfurt «versorgt». Die 83jährige erzählt ihre Geschichte in Büchern, Filmen und Theatern. Denn Frei hat eine Mission: Sie will über die Umstände der Zwangsarbeiterinnen aufklären. Und: «Wir Zwangsarbeiterinnen verdienen alle eine finanzielle Entschädigung!»

Eine persönliche Entschuldigung erhielt Irma Frei mittlerweile nicht nur von der Stadt Schaffhausen, sondern auch vom Bührle-Erben Gratian Anda. Er ist Enkel des Waffenin-

dustriellen und besuchte Frei im Dezember letzten Jahres zu Hause. Er brachte ihr einen Geschenkkorb mit Pasta und weiteren Lebensmitteln. Anda ist, wie sein Grossvater es war, ein Geschäftsmann. Beim Treffen mit Irma Frei umschiffte der Bührle-Erbe das Thema Geld gänzlich. Frei ist enttäuscht, dass er die Zwangsarbeiterinnen nicht finanziell entschädigt. Denn: «Er ist ja Milliardär!»

ALS «ARBEITSFAUL» ABGESTEMPELT

Ihre Vergangenheit als Zwangsarbeiterin hat Frei viele Jahrzehnte vertuscht, nicht mal ihren eigenen Töchtern hat sie von ihrer Zeit als Zwangsarbeiterin erzählt. Erst mit den Recherchen vom Beobachter-Journalisten Yves Demuth fasste sie den Mut, sich ihrer Vergangenheit zu stellen. Traumatische Heimgeschichten wie jene von Irma Frei publizierte Demuth in seinem Buch «Schweizer Zwangsarbeiterinnen – eine unerzählte Geschichte der Nachkriegszeit».

Irma Frei war sieben Jahre alt, als sich ihre Eltern scheiden liessen. Ihrer Mutter wurde als Alleinerziehende die Vormundschaft durch die Schaffhauser Behörden entzogen. Obwohl Freis Mutter um ihre Kinder kämpfte, hatte sie keine Chance auf das Sorgerecht. «Nichts half. Auf sie als geschiedene Frau hörte niemand.» Frei erlebte eine Kindheit, in der sie von Heim zu Heim gereicht wurde.

Mit 17 Jahren arbeitete sie als Haushalts- hilfe in einer wohlhabenden Familie in Rothenburg LU. Als Dienstmädchen kümmerte

sie sich um den Haushalt und musste die Familie bekochen. Weil sie sich nach der strengen Hausarbeit Pausen gönnte, hat sie die Familie Frei bei der Schaffhauser Vormundschaftsbehörde angeschwärzt. Weil sie faul sei. Und so «kümmerte» sich die Behörde um einen neuen Platz für Frei. Die Vormundschaft versprach ihr «eine schöne Unterkunft mit vielen anderen Mädchen». Entpuppt hat sich diese Anstalt als ein Ort, der Frei für den Rest ihres Lebens traumatisierte.

STRENGE FABRIKARBEIT

Im Juni 1958 kam Irma Frei im Marienheim Dietfurt im Toggenburg an. Sie wurde «zur Arbeit erzogen». In den Akten schrieb die Vormundschaft, Frei sei arbeitsscheu und müsse nun für mindestens zwei Jahre an «ausdauernde» Arbeit gewöhnt werden. Bei der Ankunft in der Anstalt fiel ihr schnell der Groschen: «Irma, jetzt bist du wieder in einem Heim gelandet.» In Dietfurt waren gegen 100 junge Frauen untergebracht. Direkt neben dem Heim stand die Spinnerei, deren Besitzer Emil Bührle war.

Gleich am darauffolgenden Tag begann die strenge Arbeit in der Spinnerei. Die «versorgten» Mädchen wurden täglich um vier Uhr früh geweckt, anschliessend stand monotone Arbeit in der Fabrik an. Nach oder vor den Schichten mussten sie diverse ÄmTli im Heim erledigen. Die Anstalt stand unter Aufsicht der Engenböhler Schwestern. Monatlich erhielten die jungen Frauen fünf Franken Taschengeld,

einen richtigen Lohn gab es nicht. Und auch kaum Freizeit: nur sonntags nach der Kirche hatten die Zwangsarbeiterinnen vier Stunden frei.

Irma Frei wusste, dass Rebellen ihre Zeit im Heim nicht angenehm machen wird. Also hielt sie die strenge Fabrikarbeit und das triste Heimleben während drei Jahren aus.



«Ich musste Zwangsarbeit für die reichste Familie der Schweiz leisten.»
IRMA FREI, EHEMALIGE ZWANGSARBEITERIN

Eine Woche vor ihrem 20. Geburtstag wurde Frei aus dem Heim entlassen, sie packte ihren Koffer und erhielt ein Couvert mit 50 Franken. Eine Abrechnung gab es nie. Frei sagt: «Ich musste Zwangsarbeit für die reichste Familie der Schweiz leisten. Sie schuldet mir noch über 45'000 Franken Lohn.»

«GERECHTIGKEIT FÜR ALLE»

Nachdem Frei das Heim am 14. April 1961 verlassen hatte, hatte sie das Glück, ein familiäres Auffangnetz zu haben. Den Tag ihrer Entlassung wird sie nie vergessen: «Ich freute mich

so fest, endlich frei zu sein!» Sie konnte bei ihrer Schwester wohnen, fand einen Job und heiratete vier Jahre später. «Ich war beruflich immer sehr ambitioniert, weil ich den Behörden beweisen wollte, dass es auch ein Heimkind schaffen kann», sagt sie zu work. Als Heimkind und Zwangsarbeiterin hatte sie mit vielen Vorurteilen zu kämpfen. Sie fand Leidenschaft in der Mode und arbeitete viele Jahre in dieser Branche, bis sie schliesslich stellvertretende Geschäftsleiterin einer Herrenboutique an der Zürcher Bahnhofstrasse wurde.

Ihre Motivation, sich für Gerechtigkeit der Zwangsarbeiterinnen einzusetzen, holt sie sich aus Begegnungen mit anderen Betroffenen. In der Stadt Zürich haben Zwangsarbeiterinnen eine finanzielle Entschädigung erhalten, für dasselbe kämpft Frei nun in Schaffhausen. Frei: «Mir persönlich geht es nicht ums Geld, ich hatte trotz meiner Vergangenheit als Zwangsarbeiterin viel Glück im Leben. Doch ich kenne viele Betroffene, die heute noch sehr darunter leiden. Eine finanzielle Entschädigung ist das mindeste!»

Mit der Aufarbeitung der Vergangenheit als Zwangsarbeiterin stellte sich Irma Frei vielen schweren Begegnungen. Mit einem Fernsehteam besuchte sie das Marienheim in Dietfurt. Dieser Anblick weckte bei ihr grausame Erinnerungen. Und trotz allem hält Frei die Füsse nicht still: «Ich gebe keine Ruhe, bis man unsere Geschichten kennt und wir Zwangsarbeiterinnen unsere Gerechtigkeit bekommen.»



MARIENHEIM: Hier wurde Irma Frei jahrelang «versorgt». Nun fordert sie Gerechtigkeit. FOTO: ORTSMUSEUM BÜTSCHWIL



PAUSE: Die jungen Frauen in der Erziehungsanstalt Lärchenheim kommen zum Mittagessen zusammen.



«MAUL HALTEN»: Strenge Sitten im Lärchenheim.

Sammlung Bührle im Zürcher Kunsthaus: Die wohl umstrittenste Ausstellung der Schweiz Der Kanonenkönig zwischen Kunst und Krieg

Der Waffenindustrielle Emil Bührle und das Zürcher Kunsthaus sind seit fast 100 Jahren eng miteinander verknüpft. Demnach erhält seine Kunstsammlung einen Ehrenplatz im Museum. work hat die wohl umstrittenste Kunstausstellung des Landes besucht.

DARIJA KNEŽEVIĆ

Emil Bührle war vieles: Nazifreund, Waffenfabrikant, Kunstliebhaber und Gewerkschaftshasser. Und reich, sehr reich! 1945 galt er als reichster Mann der Schweiz. Sein Vermögen häufte sich besonders während des Zweiten Weltkrieges an. Damals belieferte Bührle mit seiner Waffenproduktion in Oerlikon das Dritte Reich. Seine Nähe zu den Nazis war unbestritten (work berichtete: [rebrand.ly/waffenfabrikant-buehrle](https://www.20min.ch/story/waffenfabrikant-buehrle)).



KRIEGSPROFITEUR: Nazifreund Bührle wurde durch Waffen reich. FOTO: GETTY IMAGES

kaufte Bührle Werke ab. Auch sonst pflegte er sein teures Hobby: Er häufte über 600 bedeutende Kunstwerke an. Etwa ein Drittel der Sammlung ist ausgestellt im Zürcher Kunsthaus.

Bührle hatte eine enge Beziehung zum Zürcher Kunsthaus. Er war Mitglied des Vorstandes, finanzierte einen Erweiterungsbau und schenkte der In-

stitution einige seiner Werke. Im Herbst 2021 stellte das Museum Bührles Sammlung das erste Mal aus – darauf folgte heftige Kritik von allen Seiten. Der Grund: die Sammlung des Waffenindustriellen wurde praktisch ohne Kontext ausgestellt. Seit Herbst 2023 ist die Ausstellung unter dem Namen «Die Sammlung Bührle: Kunst, Kontext, Krieg und Konflikt» im neuen Konzept präsentiert und möchte die verpasste Aufklärung nachholen.

NEUES KONZEPT, ALTE FEHLER

Die öffentliche Führung, die work besuchte, lockt viele Interessierte an. Unbestritten fährt das Kunsthaus mit der Bührle-Sammlung eine fein säuberliche Krisenkommunikation und bietet Kontext. Auch die Führung durch die Hallen ist Schritt für Schritt durchdacht. Fehlertritte erlaubt sich die Museumsangestellte, die an diesem Tag für die Führung zuständig ist, keine. Fragen sind erlaubt, aber bitte nicht zu kritische. Zu einigen will sich die Museumsangestellte «nicht äussern». Fast so, als habe das Kunsthaus aus der Kritik gelernt, lieber zu schweigen statt zu antworten.

Bereits in der Eingangshalle wird man mit der Frage konfrontiert, ob diese Kunstsammlung ausgestellt werden sollte oder nicht. Dazu äussern sich Historiker, Politikerinnen und Holocaust-Überlebende im Videoformat. Im darauffolgenden Raum zeigt die Ausstellung unter dem Namen «Die Sammlung Bührle: Kunst, Kontext, Krieg und Konflikt» im neuen Konzept präsentiert und möchte die verpasste Aufklärung nachholen.

UND DIE ZWANGSARBEITERINNEN?

Das Thema Zwangsarbeiterinnen in Bührles Fabriken wird bei der Führung gänzlich ausgelassen. Und in der gesamten Ausstellung sind ganze fünf Sätze zu diesem Thema zu finden. Unvollständig ist auch die laufende Provenienzforschung, die erst im Sommer dieses Jahres abgeschlossen wird. Das Kunstmuseum fährt bei der Bührle-Sammlung ein Aufklärungskonzept, das noch in den Kinderschuhen steckt.